

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 286.

Dienstag, 18. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In der Halle wartete Caylus auf Jutta. Sie war pünktlich, sie strahlte, sie war wieder der Backfisch, der sich auf eine Abwechslung, einen vergnügten Abend mit guter Beisitz freute. Dafür hatte sie sich auch schön gemacht, war noch beim Friseur gewesen und hatte das Stahlblaue mit schwarzem Strichwerk angelegt. Schmuck trug sie nicht, das war den Zöglingen des Mädchenheims verboten, nur eine Armbanduhr gestattete Madame Lorain, aber die Juttas bligte lange nicht so wie die von Helal, Sylvia und Kofferchen, den drei Pfauenweibchen.

Im Speisesaal kam Jutta sich ganz als Dame vor. Der Oberkellner neigte sich tief vor ihr, der Servierkellner reichte den Kaviar, Caylus untersuchte den Tropfen des Sekt und begann sogleich redend die Unterhaltung. Aber Jutta mußte sich erst umschauen, das Hotelleben belustigte sie. Es erschienen immer neue Gäste, viel Amerikaner und English people, hübsche junge Frauen in glänzender Aufmachung und alle mit heiteren Gesichtern, ältere Damen trugen einen Roman in der Hand und begannen sofort zu lesen, als sie Platz genommen und ihr ewiges Wasser bestellt hatten. Ein dicker Herr mit riesigem Specknack flemmte unter den Arm ein halbes Duzend großblättrige Zeitungen und hatte sich schon in ein Blatt vertieft, während er gewichtig und mit der schaukelnden Hüftbewegung eines Matrosen durch den Saal schritt. Ach — aber da — das mußte eine Südländerin sein, eine von Übersee, vielleicht auch nur eine Südfrauzösin, sie wirkte auffallend, und man konnte nicht sagen weshalb. Sie war wunderbar gewachsen, vollschlank, das Neueste, höchst elegant gekleidet, aber wieder nicht auffallend im Gesamteindruck, nur kostbar. „Oh, ist die schön“, sagte Jutta, und Caylus nickte. Sie nahm den Platz am Fenstertisch rechts ein, unter einem Regal fließenden Lichts, da konnte man jeden Zug ihres Gesichts sehen, sehr fein im Schnitt, tiefbrünett, mit Pfirsichhaut und einem zarten Schatten auf der Oberlippe des erdbeerröten Mundes.

„Kreolenblut“, sagte Caylus, „auf wie alt taxieren Sie die Dame, Jutta?“

Jutta war fertig mit dem Kaviar und löschte den Durst mit einem kräftigen Schluck Schaum. „Schwer zu sagen“, entgegnete sie, „nicht mehr jung, schon Hochaltes. Kann Ende Dreißig sein.“

„Oder Anfang Vierzig. Alles an ihr glänzende Pflege. Höchste kosmetische Kunst. Immerhin anziehend für Männer in meinen Jahren.“

„Rechnen Sie sich auch schon zum älteren Geschlecht?“

„Muß ich wohl! Nur nicht innerlich. Dem sanften Grauen der Haarspitzen entspricht weder Herz noch Seele.“

Juttas Blick streifte über sein hübsches Gesicht.

„Warum“, fragte sie in raschem Einfall, „sind Sie der Mama so schnell wieder davongelaufen?“

„Es war ein Davonlaufen nach zwei Seiten, Jutta. Es fiel uns gerade so ein.“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn man meine Mutter verstehen will, muß man auch ihre Männer verstehen können. Nun kenne ich alle drei, am wenigsten aber, glaube ich, die eigene Mutter, obwohl ich sie sehr lieb habe. Diese Liebe hat indes mit meiner Unkenntnis ihrer Natur nichts zu tun. Sie hat auch mich lieb, obwohl ich weiß, daß sie mich entbehren kann. Auf ihren Reisen beispielsweise vergiftet sie mich völlig. Haben auch ihre Männer sie nie so ganz verstehen können?“

„Doch Jutta, das bezweifle ich nicht. Ihr Vater so wohl wie Bürgli, wie ich. Und auch Sie würden ihr Wesen begreifen, wenn Sie sich klar darüber werden könnten, daß ihre Lust am Leben in einem Leben der Geschwindigkeit liegt. Mein Gott, Geschwindigkeit ist der Grundton der Zeit. Warum nicht im Ehepaar? Daher auch das Bedürfnis der Zeit, eine Ehe, die er oder sie nicht mehr will, so rasch wie möglich zu trennen.“

Jutta schaute über ihre Suppentasse mit einer Miene voller Zweifel.

„Sie spötteln, Graf“, sagte sie.

„Tue ich gern zuweilen, aber ohne Bissigkeit. Auch jetzt ohne Bissigkeit, weil ich im Leben Grüttes den Humor einer Künstlerseele schätze, die ohne Überlegung, aber mit formloser Überlegenheit dem Philistertum gegenüber eine frohe Herrin, sie selbst bleibt und den Augenblick ausnützt, der sie schön dünkt. Sie war nie eine geduldige Griseldis oder eine hausbackene Penelope, dazu war sie immer zu geschwind — geschwind, ich sagte es schon —, sie stürzte die Augenblicke übereinander, und was ihr gefiel, hielt sie auch nur einen Augenblick fest, weil schon der nächste ihr Neues bringen konnte. Ist ein so hochspannendes Leben nicht auch etwas wert? Ist diese fabelhafte Intensität nicht auch ein Zeichen von Innenstärke und Kraftgefühl?“

Es war das erstemal, daß Jutta eine Beurteilung ihrer Mutter hörte, die sicher ehrlich gemeint war, die sie aber doch verblüffte. Sie konnte richtig sein, nur sagte sie ihr nicht zu. Eine Heißjagd durchs Leben war nicht nach ihrem Geschmack. Es fiel ihr ein, daß sie damit selbst eine ungünstige Kritik an der Mutter übte, aber sie wußte, daß ihr Vater ähnlich dachte, ohne lieblos zu sein. Graf Caylus fand nicht nur Entschuldigungen, sondern bewundernde Worte. Waren sie echt oder nur scherzhafte Vorstellungen? Es lag immer ein leichtes, übermütiges Lächeln auf seinen Lippen, das dem Sinn seiner Äußerungen Spielraum ließ.

Nun reichten die Kellner das Fischgericht, und die Unterhaltung schwenkte in Umwege ein.

„Was machen Sie den ganzen Tag?“ fragte Caylus. „Der Unterricht ist hier doch nur eine flüchtige Ge-

dankeübung, nicht wahr? Und dann wird vermutlich Sport getrieben.“

„Ja, in mäßigen Grenzen. Ich wenigstens bin kein allzu leidenschaftliches Sportmädchen. Bei mir kommt mehr das Gesundheitliche in Frage als der Ehrgeiz. Was über das Maß einer gewissen Ästhetik geht, kann ich nicht leiden. Und nun können Sie sagen, da spreche die Eva aus mir, die nie über ihre Gefallsucht hinauskommt.“

„Das würde ich unbedingt nicht sagen, da ich Ihren Standpunkt teile. Ich bin kein Gegner des sportlichen Wettstreits, aber Damen sollten sich an einem solchen doch nur dann beteiligen, wenn Gewähr dafür gegeben ist, daß sie vor jedem Geschmacksrichter bestehen können. Das wird natürlich immer auf die Persönlichkeit ankommen, ist indes bei den meisten Sportarten möglich, beim Eis- und Schneelauf, Fechten, Ballspiel, selbst beim Boxen.“

„Beim Jiu-Jitsu gewiß, nicht beim englischen Boxkampf. Der japanische besteht nur aus bestimmten Griffen, die die Gebrauchsfähigkeit der Glieder des Gegners hemmen, und ist die reinste Kunst, eine sehr vornehme. Ich habe sie erlernt und vermesse mich, Sie mit einer Bewegung in den Sand zu strecken.“

„Versuchen Sie es. Wann?“

„Morgen — auf dem Tennisplatz. Da übe ich jeden Vormittag ab elf Uhr.“

„Also schon! Und unsere Kaffeestunde?“

Er wartete die Antwort nicht ab. In der Tür zum Speisesaal war ein Herr stehen geblieben, der suchend die Blicke umherschweifend ließ, ein höchst vornehmer Herr, mit einem ganz neuartigen, in der Taille geschlossenen Smoking und einem winzig kleinen Schlips, der wie ein dunkler Schmetterling unter dem hohen Kragen flatterte. Der Herr schaute erst nach rechts, neigte den Kopf nach dieser Seite hin, überprüfte sodann gewissermaßen die Gesellschaft, wobei er auch nach dem äußersten linken Fenster schaute, lächelte ein wenig gezwungen und winkte Jutta grüßend zu.

„Onkel Bürgli“, sagte sie, „ist der noch immer im Lande?“ — Er näherte sich schon dem Tische. „Sieh da“, begann er, „welch nettes Pärchen! Jutta, wo hast du diese fragwürdige Bekanntschaft gemacht? Caplus ist zwar bayerischer Professor und Rat geworden, vielleicht kommt er sogar in ein besseres Perikon, aber das alles deckt nicht seinen Lebenswandel. Ich bin nicht dafür, daß du dich öffentlich mit ihm zeigst.“

„Ich werde ihm sogar Modell sitzen, Onkel Bürgli. Denke, wie furchtbar!“

„Das ist allerdings furchtbar. Er malt ja nur Nymphen und Nixen und allerlei Gesindel. Jutta, du schadest deinem Ruf.“

„Bürgli, ich bitte dich“, warf Caplus ein, „schone uns und dich selbst! Wo kommst du so plötzlich her? Ich dachte, du wärst längst wieder in Paris?“

„War ich auch, aber ich hatte in Genf zu tun und habe nur eine mir bekannte Dame hierher begleitet. Morgen rutsche ich wieder zurück. Wie geht's deiner Mutter, Jutta? Ist sie auch in Wengen?“

„Nein, die verkleinert noch ihren Haushalt in Interlaken — mit Ungestüm.“

„Meine gehorsamsten Grüße! Addio, Kinder.“

Er schritt in seiner fürstlichen Haltung quer durch den Speisesaal und ließ sich am Fenstertische links neben der Dame nieder, die wie eine Südländerin ausah. Jutta äugte hinüber. „Onkel Bürgli hat Geschmack“, sagte er, „daß er gehört zu der älteren Generation. Jetzt sitzt er bei seiner Dame aus Genf.“

Aus Dijon, wollte Caplus antworten. Aber er sagte es nicht. Er war im Bilde auf einmal. Oh, dieser Bürgli, der hatte ja immer in Dijon zu tun! Er bezog seine Leibwäsche von Pouillet-Barot und dazu seine Liebe, ein Schwerenöier — und der wollte mit ihm um Grütze kämpfen! Caplus sah in die neugierig fragenden Augen Juttas und knöpfte sein Innerstes zu. Sie brauchte nicht alles zu wissen.

„Sie nennen den guten Bürgli Onkel, Jutta“, sagte er. „Nun ja, er war ja auch einmal der Mann Ihrer Mutter — wie ich. Da hätte ich also ebenso Berechtigung, mich in die Onkelhaft einreihen zu dürfen. Es

klingt so steif, wenn Sie mich Graf titulieren. Wollen wir nicht die Schranken fallen lassen? Wollen wir nicht auf verspätete Stiefvaterschaft anstoßen? Auf du und du?“

Er hob sein Glas. Über die Wangen Juttas fuhr ein rasches Rot. Es war ein merkwürdiges Verhältnis zwischen ihr und den Männern der Mama. Bürgli war ja schon in ihre Kinderzeit getreten, da onkelte es sich sozusagen von selbst, denn ihr Vater war er nicht. Aber nun war das Komische, daß sie sich diesem ihr eigentlich ganz fremden Caplus viel nähergerückt fühlte als dem Herrn von Bürgli. Woran das lag? Wohl nur am Einzeltum, an der Persönlichkeit. Der eine war so und der andere so. Am „so“ lag es. Unbefangen ließ sie ihr Glas an das des Grafen klingen.

„Also auf du und du, Onkel Caplus.“

„Sag lieber Onkel Sixtus, das ist mein Vorname.“

„Ich sage aber auch Onkel Bürgli und nie Onkel Charles.“

„Es ist eben ein Unterschied zwischen Onkel Bürgli und mir.“

Er lachte und sie auch. Nun waren sie wie ein paar alte Freunde, die sich wiedergefunden hatten, und schwätzten lustig drauflos. In der Lustigkeit begegneten sie sich, Caplus' Humor fand Widerhall bei Jutta, und ihre frohe Jugend flog schwingend in sein noch lange nicht alt gewordenes Herz. Was redete man alles — es kam nicht auf das Was an —, man erschöpfte sich nicht in Weisheit, man plauschte in Farben, die so bunt waren wie ihre glückliche Stimmung und so hell wie der Himmel über einem Bäckfisch und einem Oberprimaner. Nur einmal wurde Caplus ernster, als Jutta von ihrer Neigung sprach, sich kunstgewerblich ausbilden zu lassen. Das fand er schneidig — angewandte Kunst, Praxis des Lebens, tüchtiges Handwerk, famos! Aufsteigen über den Girtyp, nicht immer nur Sportlover bis zu aufgesprungenen Händen und Knöchelverknackung, nicht immer bloß tanzen und flirten, so ein bißel Arbeit hat auch sein Schönes, selbst wenn nicht das verdammte Verdienenmüssen dahintersteht. „Jutta, du steigst in meiner Achtung — profit!“

Den Kaffee nahm man in der Halle. Da setzte man sich noch fest. Drei alte Engländer spielten Whist mit dem toten Mann, eine deutsche Gruppe durchkäute über dem Baedeker die Ausflugsordnung für morgen, Bürgli mit seiner Dame tauchte flüchtig auf und verschwand mit ihr im Fahrstuhl. Da warf ein Kreuzfeuer von Blicken sich ihnen nach.

„Wohnt Onkel Bürgli auch hier im Hause?“ fragte Jutta.

„Glaube nicht, Jutta, er bringt die Dame wohl nur bis zu ihrem Zimmer. . .“ Dann griff er rasch zu seiner Mottkatze. Es ließ sich doch nicht alles sagen. Dieser Bürgli — der hatte es faustdick hinter den Ohren. Schade, daß man Grütze nicht aufklären konnte! Dieser Bürgli war schon ein Filou. Eine unbekannte Tugend wut tobte in Caplus los.

Um halb elf erklärte Jutta, nun sei es Zeit für sie, sich schleunigst zu drücken, sonst gadere wieder die Henne, und der Spikbogen wölbe sich zu ängstlicher Höhe. Natürlich wollte Caplus sie bis zu ihrer Pension begleiten und ließ Hut, Havelock und Stock aus seinem Zimmer holen. (Fortsetzung folgt.)

Abendfrieden.

Ich stand am Kreuz von Dreizehnlinden. Des Wanderns müde war mein Sinn. Umspielt von abendlichen Winden, zog Silberhell der Strom dahin.

Kein Laut klang in der weiten Runde.

Nur einmal schlug die Glocke an

und kündete mit ehernem Munde,

daß wiederum ein Tag verrann,

Wenn jedes Leben so verginge,

vom Abendfrieden eingehüllt,

erschiene mancher Wunsch geringe,

der uns jetzt allzu stark erfüllt.

Ernst Bergfeld.

Mondschein- und Mond- Beobachtungen eines alten Jägers

Mondschein- und Mond-Beobachtungen eines alten Jägers? Was soll das, wird mancher sagen, der mit streunender Kritik seit Jahren meine „Wild-, Wald- und Weidmannsbilder“ gelesen hat! Ein anderer wird meinen: „An etwas Jäger-Latein sind wir ja gewöhnt, aber wenn nun sogar der Mond in dieser klassischen Sprache behandelt werden soll, so ist das etwas viel.“

Aber ich versichere, daß das, was ich hier erzähle, durchaus kein Jäger-Latein ist, sondern Tatsachen, die auf jahrelangen Beobachtungen beruhen.

Daß der Mond auf das Gemütsleben der Menschen einen großen Einfluß ausübt, ist bekannt. Keiner hat das schöner ausgedrückt, als Altmeyer Goethe:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löstest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
Breitest über mein Gesicht
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild,
Über mein Gesicht.

Wort für Wort kann jeder diesen tief empfundenen Versen unseres großen Dichters zustimmen. Vollstes Verständnis bringt ihnen aber jeder gefühlvolle Jäger entgegen, der im einsamen Revier, im Hochgebirge oder im Mittelgebirge auf dem Hochsitz den Zauber einer solchen Vollmondnacht auf sich hat wirken lassen.

Über uns der gestirnte Himmel! Die ganze erhabene Pracht der Schöpfung! Da erfüllt uns Willens ewig dieses Jägerlied:

Um Tigern gleich zu morden,
In Wäldern weit und breit,
Hab' ich Dianens Orden,
Nicht wahrlich nicht geweiht.

Auch Willungen preist die Schönheit einer Vollmondnacht da draußen im Revier:

Die Pracht gestirnter Höhen,
Der Mond ergötzt mich,
Indeß, oft ungesehen,
Das Wild vorüberschlich!

Solch herrliche Mondnacht da draußen im Revier greift an Herz und Gemüt! Was bedeutet ein Menschenleben gegen dieses unendliche All, gegen den Sternenhimmel, der mit funkelnden Lichtern über uns wölbt.

Andächtig schauen wir zu diesem gewaltigen Werke auf, und wir „philosophierenden“ Jäger haben dann tiefes Verständnis für jene Worte, mit denen einst Johannes Kepler (1571–1630) sein berühmtes Werk, die „Harmonices Mundi“ geschlossen hat: „Es bleibt nur übrig, daß ich endlose Augen und Hände zum Himmel hebe und den Vater der Lichter andächtig und demütig ansehe. . . . Siehe, hier ist ein Werk meines Berufes, vollendet durch so viel Mühschaft, als du mir gegeben, ich habe den Ruhm deiner Gabe den Menschen offenbart, . . . soviel als von deiner Gabe meine beschränkte Geist fassen konnte. Mein Wunsch strebte so wahr als möglich zu philosophieren; ist etwas von mir, in Sünden geboren und aufgewachsen, was vorgebracht worden, was deiner unwürdig ist, so nimm du mich, daß ich es verbessere. . . .“

So der große Naturforscher! Dem Zauber des Firmaments und des Mondscheins kann sich niemand entziehen!

Lied hat einst gesungen:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in alter Pracht.

Und Goethe läßt in voller Erkenntnis des Einflusses, den der Mondscheinzauber auf den Menschen ausübt, seinen philosophierenden Faust sprechen:

O, fähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Bein! . . .

Dieser stille, einsame Mond übt einen ganz seltsamen Einfluß auf das Geschehen hier auf Erden aus. Wir Jäger wissen, wie sich das geheimnisvolle Leben des Waldes in solchen Vollmondnächten vor uns ausbreitet. Zur Mittelnacht will vom Abend bis zum Morgen in gutbesetzten Wäldern dann das Schreien der Hirsche nicht aufhören, immer wieder klingt der gewaltige Ruf, wie eine Stimme der Urzeit unseres Waldes an unser Ohr. Fällt Vollmond in die Brunstzeit des Rehwildes, so sind Bod und die ganze Nacht auf den Läufen. Auch alles andere ist in Bewegung. Bis auf die kleinsten Lebewesen,

bis auf kleine Würmchen soll sich der Einfluß des Mondes erstrecken, doch das ist Sache der zünftigen Naturforscher!

Welchen Einfluß der Mond auf Ebbe und Flut ausübt, ist bekannt. Auch auf das Erdinnere scheint sich sein Einfluß zu erstrecken. Wiederholt haben sich bei Eintritt des Vollmonds Schlagwetter-Katastrophen in den Bergwerken oder Erdbeben ereignet. So fand in Oberschlesien am 9. Juli 1930 die Schlagwetter-Explosion auf der „Benzelausgrube“ statt, am 10. Juli war Bollmond. Dem Unglück fielen 181 Bergleute zum Opfer; ich habe mir dieses Datum sofort damals notiert, weil ein lieber Freund von mir Bergwerksdirektor der Unglücksgrube war. Gleichzeitig damit traten häufig Unwetter-Katastrophen, große Stürme und Überschwemmungen, Springfluten auf. Wer diese Naturereignisse verfolgt, wird zu überraschenden Ergebnissen kommen.

Viele Menschen stehen unter dem Einfluß des Mondes und wissen es selber nicht. Man spricht dann von „launischen Menschen“. Bei zunehmendem Mond und bei Vollmond sind diese Leute guter Laune, scheuen keine Arbeit, und sind Optimisten; bei abnehmendem Mond sind sie nicht zu genießen, gereizt, mürrisch, arbeitsunlustig und pessimistisch.

Nebenbei bemerkt, habe ich, und das ist kein Jäger-Latein, einen alten Jagdhund besessen, der beim Mondwechsel immer knurrig und reizbar war, vielleicht hängt das auch mit dem Wetterwechsel zusammen, der häufig mit den Mondphasen eintritt, den das Tier schon vorher „in den Knochen hatte“.

Dr. Ludwig Roth.

Die Privatsekretärin.

Von Cella Veier.

Eines Tages fiel der Blick des Generaldirektors auf sie, als er mit mehreren Herren durch den Betrieb ging. Sie war schon vier Jahre im Dienst. Jetzt wurde sie zum erstenmal in das Direktionsbureau gerufen.

Sie wunderte sich, hatte dunkle Ahnungen von Kündigung und anderen Unannehmlichkeiten.

„Ach was!“ zerstreute die rothaarige und naseweise Mia ihre Bedenken, während sich Hanne vor dem Spiegel noch schnell das Haar in Ordnung brachte, „du gefällst ihm. Weiter nichts. Er sucht Anschluß!“

„Der Generaldirektor und seine Privatsekretärin!“ versuchte Hanne zu lächeln. „Wir drehen hier doch keinen Film, wo sowas vorkommt.“

„Na, was solltest du denn sonst bei ihm? – Kündigen kann Dir der Bureauvorsteher alleine. Dazu braucht sich der Herr Generaldirektor nicht zu bemühen. Ich sage dir: er ist verknallt in dich. Wie er dich angesehen hat! Du!“

„Red' keinen Unsinn!“ wehrte Hanne ärgerlich ab.

„Fräulein Venz“, sagte der Generaldirektor, als Hanne verlegen in einem Klubsessel Platz genommen hatte, „ich habe mir Ihre Personalkarten kommen lassen. Sie sind jetzt vier Jahre im Dienst? Ihr Gehalt beträgt 150 Mark?“

„Jawohl!“ flüsterte Hanne.

„Sehr wenig eigentlich“, meinte der hohe Chef.

„Ja“, antwortete sie noch leiser.

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihr Gehalt auf zweihundertfünfzig Mark erhöhe?“ fragte der Generaldirektor und lächelte ihr ermunternd zu.

„Aber – womit – wofür . . .?“ stotterte sie errötend.

„Glauben Sie denn diese Summe für Ihre Arbeit nicht zu verdienen?“ fragte der Generaldirektor einfach.

Einige Monate vergingen. Hanne wurde schließlich die Sekretärin des Generaldirektors. Sie war glücklich und erledigte ihre neuen Pflichten mit besonderem Eifer.

„Ich muß es mir doch verdienen!“ sagte sie sich. Sie fühlte, daß sie vom Glück überraschend ausgezeichnet war, aber indem sie sich ihrer Arbeit doppelt eifrig hingab, glaubte sie ihr Glück schon beinahe erklären zu können.

Manchmal begegnete ihr Mia im Betrieb. Dann lächelte diese spöttisch.

„Mir kannst du doch nichts vormachen!“ sagte Mia einmal.

„Was denn?“ fragte Hanne ganz erschrocken.

„Du nur nicht so!“ meinte Mia und drehte ihr den Rücken.

Bald lächelten auch andere wie Mia. Lächelten wissend, hintergründig, verstehend . . . Sogar der Leiter der Personabteilung.

Hanne hatte ein paarmal mit dem Generaldirektor

Theater besucht und irgendwo zusammen gegessen. Man hatte sie gesehen.

Gerüchte kursierten im Betrieb. Mia sorgte dafür, daß sie nicht verstümmten.

Eines Tages dann brachen zwischen Hanne und ihrem Verlobten, der stellunglos war und den sie unterstützte, schwere Differenzen aus.

„Mir kannst du doch nichts vormachen!“ sagte er, als Hanne erzählte und erklärte hatte. Ihr fiel ein, daß Mia die gleichen Worte gebraucht hatte.

„Mir kannst du doch nichts vormachen!“ schrie Karl noch einmal, weil sie schwieg. „glaubst du denn, daß ich so dumm bin? Wer wird dir mir nichts dir nichts das Gehalt erhöhen, in der heutigen Zeit, deine Stellung verbessern, mit dir ins Theater fahren, in teuren Restaurants essen, ohne ein bestimmtes Ziel zu verfolgen? Soll ich vielleicht warten und zusehen, bis der Herr Generaldirektor, wenn er sein Ziel wirklich noch nicht erreicht haben sollte.“

„Hör auf!“ bat Hanne.

„Ich höre nicht auf!“ fuhr er gereizt fort. „Ich muß es dir endlich einmal sagen. Jeder Bissen, den du mir mitbrachtest, jede Kleinigkeit, jedes Geschenk, jedes Buch, jede Krawatte hat mir schlaflose Nächte bereitet. Solche selbstlosen Generaldirektoren wie deiner gibt es ja nicht mal im Film. Ich verlange von dir, daß du dich in den Betrieb zurückverlegen läßt. Und wenn wir hungern müssen!“

„Hungern!“ Hanne lächelte verächtlich. „Ob mir das etwas ausmacht! Warum nicht hungern? Besser als deine schrecklichen Worte hören. Aber den Posten kann ich nicht aufgeben. Es wäre die größte Undankbarkeit einem wirklich anständigen Charakter gegenüber.“

Er lachte höhnisch auf und zog den Ring vom Finger. . .

Es ging alles so rasch, wie es niemand vermutet hatte. Fürchterliche Qualen litt Karl: Hanne hatte sich in der Nacht nach diesem Vorfall mit Gas vergiftet. Die Bosheit, der Unverstand der Mitmenschen hatte plötzlich ihren Lebenswillen gebrochen.

Der Generaldirektor stand erschüttert an ihrem Grabe. Selbst hier verstummte das Gerücht nicht und die neugierige Welt suchte in seinem Gesicht nach Spuren einer vermeintlichen Sünde.

„Glauben Sie mir,“ sagte der Generaldirektor später einmal im Kreise seiner Bekannten, als jemand gewagt hatte, das Gespräch auf Hanne Lenz zu lenken, „glauben Sie mir: keinen anderen Grund hatte ich, diesem Mädchen ein besseres, schöneres Leben bereiten zu wollen, als die frappante Ähnlichkeit, die sie mit meiner einzigen, längst verstorbenen Tochter hatte.“ Niemand wußte eine Erwiderung auf diese simple Erklärung. Alle waren erschüttert.

Und der Generaldirektor zerdrückte langsam den Rest seiner Zigarette im Aschenbecher, mit einem Ausdruck im Gesicht, als könne man seinetwegen ruhig auch die Welt oder wenigstens ihre Meinung so zwischen den Fingern zu Staub zerdrücken. . .

Streit im Laden.

Von Peter Ely.

Ich gehe zum Kaufmann, um etwas zu holen. Es sind noch ein paar Kunden im Laden. Plötzlich entsteht ein kleiner Wortwechsel. Ein Herr behauptet, mit einem Fünfmarsstück bezahlt, der Kaufmann beteuert händelnd, nur ein Dreimarsstück in Empfang genommen zu haben.

„Ich weiß bestimmt“, erklärt er nerods.

„Ich weiß ebenso bestimmt das Gegenteil!“ sagt der Kunde. „Ich habe ein Fünfmarsstück auf den Teller gelegt. Mein Einkauf beträgt 1.80 M., und ich erhalte demnach 3.20 M. zurück.“

„Unmöglich! Sie müssen sich irren!“

„Ich irre mich nicht!“

Der Kaufmann ist in Verlegenheit. Man wird bereits aufmerksam. Die Bedienung läßt zu wünschen übrig. Aber er weiß bestimmt. . .

„War vielleicht jemand von den Herrschaften Zeuge?“ wendet sich da der Kunde an die Umstehenden. Die Frauen schweigen verlegen. Doch eine Männerstimme läßt sich vernehmen: „Allerdings, ich sah, daß Sie ein Fünfmarsstück auf den Teller legten!“

Die Kunden flüstern. Sie scheinen Partei für den Herrn zu nehmen.

„Wo's der andere Herr doch auch behauptet!“ sagt eine Frau zur anderen.

„Wollen Sie mir nun endlich mein Geld . . . oder . . . soll . . . ich . . .?“ Der Herr scheint ja mit der Polizei zu

drohen. Ein paar Kunden verlassen wieder den Laden, weil sie nicht gleich bedient werden. Der Kaufmann unterdrückt einen Fluch, greift in die Kasse und zahlt dem Kunden die Differenz.

Der andere Herr, der Zeuge war, verlangt später zwei Schachteln Streichhölzer.

Zufällig erlebe ich einige Wochen später in einem Bäckerdarm folgende Szene: ein Herr behauptet, mit einem Fünfmarsstück bezahlt zu haben, die Verkäuferin beteuert, daß es sich nur um ein Dreimarsstück handeln kann.

Natürlich, es ist der Herr von damals. Im Laden sind nur noch zwei Kunden. Darunter der „Zeuge.“

„Ist hier vielleicht jemand Zeuge?“ wendet sich nun der Herr an uns. Eben will der Komplize den Mund aufstun, da habe ich mich schon gemeldet.

„Allerdings“, sage ich, „Sie haben mit einem Dreimarsstück gezahlt.“

Der Herr ist maßlos erstaunt. „Aber erlauben Sie!“ ruft er, „als ich das Geld auf den Tisch legte, kamen Sie ja erst in den Laden.“

„Das macht gar nichts!“ erwidere ich kühl, „ich lerne Ihre Fünfmarsstücke nämlich schon vor drei Wochen beim Kaufmann B. kennen.“

Der Herr wird blaß. Der Zeuge verläßt wortlos den Laden. Die Verkäuferin atmet auf. Und da vor dem Schaufenster gerade ein Schupo vorbeigeht, ruft sie, winkt sie, und der Tür nimmt der Beamte den Herrn wohlwollend in seine Arme. . .

Auf der Polizeiwache meldeten sich in der nächsten Nacht acht Kolonialwarenhändler, vier Fleischer, drei Bäcker und zwei Zigarrenhändler dieses Reviers, nachdem sie von der Verhaftung der Betrüger gehört hatten.

Leider wurde am nächsten Tag ein völlig unschuldiger Herr, als er bei einem Kaufmann behauptete, mit einem Fünfmarsstück bezahlt zu haben, von einem herbeigeholten Schupo festgenommen. Dieser Herr hatte sich tatsächlich geirrt. Glücklicherweise ließ sich dieser Fall rasch aufklären, da es sich bei dem Herrn um einen Obergerichtsfunktionär handelte, einen Junggesellen, der nur ein Viertel Leberwurst zum Abendbrot holen wollte. . .

Welt u. Wissen

Eine Zeitung, die 1000 Jahre besteht. Die chinesische Zeitung „King Tun“, die früher Regierungsblatt war, nach englischen Mitteilungen das Jubiläum ihres 1000-jährigen Bestehens feiern. Dieses altertümliche Blatt ist nämlich vor ungefähr 1000 Jahren zum erstenmal erschienen. Hat bisher alle geschichtlichen Stürme und Revolutionen überdauert. Zuerst war sie nur eine Sammlung von Regierungsnachrichten und Verordnungen. Aber schon in der ersten Zeit erschien die Zeitung bereits periodisch. Auf gleiche Weise wurden die Nachrichten dem Publikum zugänglich gemacht. Die Zeitung wurde nämlich öffentlich angehängt, und jeder gebildete Chinese konnte hier die Nachrichten lesen. Ob es schon damals Abonnements gab, wird nicht mitgeteilt. Auch über die Größe der Auflage werden wir nicht unterrichtet. Es ist aber bedeutungsvoll, daß bereits um das Jahr 900 herum in China eine Zeitung vorhanden war, wenn man auch dabei allerdings berücksichtigen muß, daß China zu jener Zeit in der Kultur weit voraus war und schon Druckarten kannte, als man bei uns davon noch keine Ahnung hatte. Deutschland kamen die ersten Zeitungen erst um 1500. Eins der ersten Druckerzeugnisse, das vervielfältigt gedruckt und allgemein verbreitet wurde, war der Brief aus dem Jahre 1493, in dem Columbus die Entdeckung Amerikas meldete. Dieser Brief bzw. die Verbreitung der Nachricht über die Entdeckung Amerikas auf diesem Wege gehört zu den Vorläufern unseres heutigen Zeitungswesens, das durch die Erfindung des Buchdrucks geschaffen wurde. Auch die ersten Druckblätter, die in Holzschnitt hergestellt und vervielfältigt wurden und wichtige Nachrichten von schrecklichen Ereignissen und furchtbaren Unfällen sowie von Krieg und Pest brachten, sind als Vorboten der modernen Zeitung zu sprechen. Nur wenige Zeitungen haben bei uns aber Jahrhunderte überdauert. Mit der chinesischen, die nunmehr 1000 Jahre erscheint, kann sich jedenfalls keine andere Zeitung der Welt messen.